

2)

(Nachdruck untersagt.)

Bei den Schneidemaschinen.

Roman von M. A. Šimáček.

Autorisierte Uebersetzung aus dem Czechischen.

Inzwischen betrachtete Veruna mit Bewunderung alle die Sachen rundum; wiederum heftete sie liebevolle Blicke auf Wenzel. Er erläuterte ihr den Zweck der Maschinen, der Kessel, der Rohre und Ventile. Plötzlich rief er aus: „Kommst mit, ich zeig' Dir, wo ich in der Kampagne arbeiten werde.“ Und er führte sie schon die Treppe hinauf, längs der Diffusoren, die noch nicht montirt waren, zu den Schneidemaschinen. Sie folgte ihm mit Vorsicht und raffte, weil der Boden staubig war, den Kittel auf.

Nun machte Wenzel Halt. Das Mädel hatte immer auf den Weg geachtet, jetzt blickte es zu ihm auf und dann um sich. Sie standen gerade vor einem breiten, bis an die Decke reichenden, aus kleinen, verstaubten Glastafeln zusammengesetzten Fenster. Vor dem Fenster in halber Manneshöhe war ein Brett angebracht, dessen beide Enden in die Mauer eingelassen waren. Darauf lagen wirr durcheinander Berg, Delkanen, zerbrochene Feilen, Stemmeisen und Fegen Kautschukleinwand.

„Schau, da werd' ich sitzen und die Messer schärfen und einsehen,“ sprach Wenzel, indem er auf das Brett klopfte und die angeordnete Stellung einnahm.

„Was für Messer doch?“ erkundigte sich Veruna.

„Sieh mal,“ sagte er und hob vom Boden eine dünne Stahlplatte auf; die war gewellt wie Papier, wenn Kinder Fächer oder Papierharmoniken machen; eine scharfe Rille neben der anderen. Diese Rillenränder werden geschliffen, dann setzt man das Messer in einen Stahlrahmen ein, und acht solcher Rahmen mit Messern kommen in die Schneidemaschine. Keh' Dich um.“

Veruna that es und gewahrte zwei schlanke Metallfäulen mit ungeheuren blechernen Aufsätzen, die sich ausnahmen wie hohe Köpfe eiserner Schwämme. Hinter den Säulen hervor glänzten eiserne Räder, und auch an den Säulen bemerkte sie unterhalb der blechernen Aufsätze Stahlringe, gleichsam große Ringe an einem Metallfinger.

„Wenn's in der Kampagne losgeht,“ erklärte Wenzel, liegen auf diesen Ringen Riemen auf und laufen auf die Räder dort hinten über. Alles bewegt sich, die Räder drehen sich rasch und die Riemen winden sich wie Schlangen.“

„Ich thät mich fürchten,“ sagte Veruna, mit Staunen die Schneidemaschinen betrachtend.

„Wozu fürchten?“ sprach Wenzel mit selbstbewußtem Lächeln. „Unsereins muß zwischen die Riemen und Räder, bald heißt's das Lager schmieren, bald den Riemen aufwerfen, wenn er herunterfällt. Und oben bei den Körben sind lauter Mädel und fürchten sich auch nicht. Geh', wir schauen uns das an.“ Ein leises Lächeln glitt bei diesen Worten um Gradil's Lippen; er sah Veruna mit einem gluthvollen Blick an.

Ueber eine schmale Treppe stiegen sie, dicht an der Wand, zu einer kleinen Estrade empor und beugten sich vor über die Körbe, die, wie das Mädchen meinte, Schwammköpfen ähnelten. Jetzt erst bemerkte sie, daß sie oben offen waren, und gewahrte, hineinsehend, am Boden eine große Stahlscheibe mit länglichen Ausschnitten.

„Dort in die Löcher setzt man die Rahmen mit den Messern ein,“ erklärte Gradil, alsdann streichen die Mädel die Rube, wenn sie durch die Ritze von dem Aufzug dort hinten herunterfällt, auf die Scheibe, und ist der Korb einmal voll, läßt man die Schneidemaschine laufen, die Scheibe mit den Messern kommt in rasche Umbrehung und schneidet die Rube, die Schnitzel fallen auf die untere Blechplatte, und die Arbeiter scharren sie mit gebogenen Gabeln in die Karren.“

„Und kann den Mädeln dabei nichts geschehen?“

„Ach, woher denn? Die stehen hier und schieben die Rube mit hölzernen Spaten in den Korb und singen dazu. Schau, da unten spießt sich aus dem Boden ein Metallhebel auf. Ist er in der Lage wie jetzt, dann steht die Schneidemaschine. Wenn das Mädel ihn nach vorn rückt, fängt die Schneidemaschine an zu laufen.“

„Und Du stehst dort unten beim Fenster?“

„Ja.“

„Und allein setzt Du die Messer ein?“

„Ich allein.“

„Und Du allein schmierst die Lager und wirfst die Riemen auf?“

„Auch allein.“

„Aber nur wenn die Schneidemaschine steht?“

„Freilich.“

„Ich thät mich aber doch fürchten,“ bemerkte Veruna nach kurzem Besinnen.

„Kindchen,“ rief er lächelnd, faßte das Mädchen um die Mitte und neigte sich, um es zu küssen, zu ihm hinüber. Das Mädchen wich aus, entwand sich ihm und eilte die Treppe hinab. Wenzel eilte hinter ihm her, bis er es erwischt hatte.

„'s sieht uns ja niemand hier,“ raunte er, das Mädchen mit einem Flammenblick verzehrend.

„Laß' mich geh'n,“ rief Veruna und bemühte sich, ihre Hände aus den seinen zu befreien.

„Der eine Ruß wird Dich auch nicht ärmer machen,“ lachte Wenzel.

„Gewiß nicht, aber ich mag nicht,“ weigerte sich Veruna entschieden.

„Närchen, thu' doch nicht so spröb'!“

„Es schickt sich nicht, ich war noch nicht 'mal in der Kirche.“

„Also erst nach der Messe darfst Du küssen?“

„Auch dann nicht! Erst nach der Hochzeit!“

Und Veruna, der es gelungen war, mit Gewalt ihre Hände zu befreien, euteilte an den Diffusoren vorbei. Plötzlich jedoch blieb sie stehen und wandte sich zurück. „Ich hab' Dir was mitgebracht,“ sprach sie zu Wenzel, und aus ihren Augen brach ein warmer Strahl hervor.

Wenzel stand unbeweglich am Fenster und spielte den Beleidigten. Er gab keine Antwort. Sie kam langsam auf ihn zu.

„Schau,“ sagte sie, bereits hinter ihm stehend. Sie hielt in der Hand ein Sträußchen Bergißmeinnicht.

„Das hast Du wohl nur für mich so schön gebunden?“ rief Wenzel, sich umdrehend.

„Für wen sonst?“ fragte Veruna beseligt.

„Du weißt gar nicht, wie mich das Geschenk freut,“ versetzte Gradil und verzog den linken Mundwinkel.

Veruna schmiegte sich an ihn, und er, wie er so über ihren Kopf, den er gegen seine Brust preßte, hinweg sah, schleuderte das Sträußchen unmutig unter die Räder hinter die Schneidemaschinen.

Hierauf stiegen sie Hand in Hand die Treppe hinab, Wenzel nachlässig pfeifend, Veruna selig lächelnd.

Von weitem schon rief Resbeda, dessen Stimme bis zu den Schneidemaschinen gedrungen war, Gradil an.

„Was hast Du vor, gehst vielleicht nachmittags nach Chwojna?“

„Was ist dort los?“

„Die Rzepowitzer Musikanten spielen auf. 's wird getanzt.“

„Ich möcht' schon,“ überlegte Gradil.

„Zu uns kommst Du also nicht?“ fragte Veruna.

„Könntest ja mit uns geh'n nach Chwojna.“

„Hab' keine Lust, zu tanzen.“

„Was thust denn daheim?“

„Nähen, und später geh' ich mit Bieta in den Wald. 's gehen vielleicht noch andere mit. Könntest Dich anschließen.“

„Da weißt Du nichts Besseres“, bemerkte Wenzel spöttisch.

„Wenn Dir 's Wirthshaus lieber ist, meinetwegen, geh' nach Chwojna oder wohin Du willst.“

„Wär' wohl eine arge Sünde, so 'ne Unterhaltung, wenn man die ganze Woche schindet.“

„Wenn unsere Unterhaltung Dir nicht recht ist, magst ja geh'n.“

„Du mußt es nicht gleich so ernst nehmen“, versetzte Wenzel scharf, „wenn Du es durchaus willst, komm' ich zu Euch.“

„Kommst Du aber geru?“ fragte Veruna, ihn aufmerksam betrachtend.

„Du glaubst mir nicht?“ lispelte er, nahm sie um die Mitte und drückte sie an sich.

„Dann sag' Du noch, 's ist keine Liebe,“ bemerkte Hurvch lachend gegen Kucharz hin.

Dieser kletterte behutsam die Leiter hinauf, ohne die Bemerkung zu beachten.

Als Veruna und Bieta sich entfernt hatten, stockten die Reden bis auf die Anspielungen, mit denen Nesbeda auf Gradil's Nachgiebigkeit stichelte. Niemand ging indes darauf ein.

Da mit einem Male kam der Maschinist mit der bedeutungsvollen Meldung, daß der erste Zugereiste eingetroffen war.

„Ein Kolosß trotz einem Berg, den läßt der Direktor nimmer aus, auch wenn sein Mäd'el einem angst und bange machen kann.“

„Wo ist er?“ fragte Nesbeda.

„Spricht im Hof mit dem Direktor.“

Nesbeda widerstand allerdings nicht der Versuchung, den Ankömmling in Augenschein zu nehmen.

Zurückkommend, rief er schon von weitem:

„Kinder, das Mäd'el müßt Ihr Euch anschauen. Die hat Augen, um einen in Brand zu stecken!“

Alle rührten sich.

„Ihr werdet doch nicht,“ rief der Maschinist, „alle auf einmal?“

„Geh' Du voraus, Wenzel, bist ja Kenner,“ lachte Nesbeda.

„Wär' mir leid, so 'n hergelaufenes Mensch,“ gab der Angeredete nachlässig zurück.

„Nanu, sie ist nicht so ohne, geh'n Sie nur,“ munterte der Maschinist auf.

Gradil wollte dieser Aufforderung nicht widerstreben und trat hinaus.

Unweit vom Fabriksthor stand der Direktor, vor ihm ein hochgewachsener, bärtiger, etwa fünfzigjähriger Mann und eine braune Dirne von ungewöhnlich großer Figur, mit einem grellrothen Kopfstuch. Am Leib trug sie einen kurzen, lichten Kattunkittel und eine blaue Jacke vom selben Stoff. Sie blickte in der Richtung der Fabrik, und Gradil konnte ihre großen, von schwarzen, verwachsenen Augenbrauen überwölbten Augen sehen. Ihr Blick wirkte mit einem eigenthümlichen Ausdruck, der sich nicht so bald verwißte. Gradil reizte es, sich diesem starken Mädchen zu nähern, doch schien ihm dies, weil der Direktor in der Nähe war, bedenklich. Er überlegte eine Weile, ob er umkehren oder sich nach der Kantine wenden sollte, wie wenn er dort was zu kaufen hätte. Er entschied sich für letzteres, konnte er doch so das Mädchen länger betrachten. Sieh', nun hat auch sie ihn erblickt, wie er langsam durch den Hof querte. Ihre Augen waren auf seine Gestalt gerichtet, ja, wenn er nicht irrte, lächelte sie ihm zu. Er hatte schon die Kaminthür erreicht, da gewahrte er, daß der Direktor seine Schritte nach dem Komptoir lenkte und jener Mann, ohne Zweifel der Vater des Mädchens, ihm folgte. Gradil hielt ein und wartete, bis sie abgegangen waren; dann machte er plötzlich Kehrt und schritt geradeaus auf das Mädchen zu, das ihn mit einem erstaunten und zugleich verwegenen Blick erwartete. Es war schwer zu sagen, was sich mehr in ihren Augen spiegelte: ob Verwunderung oder Kühnheit.

Je näher Gradil ihr kam, desto mächtiger wurde der Reiz, den die großen, verwundert aufgesperrten Augen unter den gradlinigen Augenbrauen auf ihn ausübten. Er war es gewöhnt, gesenkten, oder scheuen, oder auch trotzigen Blicken zu begegnen. Aber aus den Augen dieses Mädchens sprach zu ihm nur Verwunderung, die sich durch zwei Fragen ausdrücken ließ: Warum näherst Du Dich mir, und warum hab' ich Dich nicht längst schon erblickt? Die wick nicht zurück, als Gradil vor ihr Postio fassend, sie von oben bis unten musterte. Ein seltsames Gefühl durchbebte seinen Körper. Er mußte nicht, wie das Mädchen ansprechen. Er wollte fragen: Der Mann, der mit dem Herrn Direktor fort ist, war Ihr Vater? — aber es schien ihm, als müsse er zu dem Mädchen Du sagen. Das Wort Si e hielt er ihr gegenüber für gänzlich unangebracht. Das Mädchen kam ihm wie ein sehr untergeordnetes Geschöpf vor, das man durch einfachen Befehl zur Gehorschaft zwingt. Es war ihm, als würde sie ihm, mit Si e angesprochen, entfremdet; hingegen würde er sie sicher gewinnen, wenn er Du zu ihr sagte. Und dieser Wunsch meldete sich eben jetzt, da er ihre aufgeschossene Gestalt, die starken nackten Füße, die sonnenverbrannten Hände und den gebräunten Nacken und dann wieder den verwunderten, unzählige unausgesprochene Fragen bergenden Blick in sich aufnahm, in seiner Seele mit unwiderstehlicher, wachsender Kraft, die ihm die Kehle zuschnürte, ihm das

Blut in die Wangen trieb und den ganzen Körper durchströmte. Er vermochte nicht mehr an sich zu halten, verlor alle Selbstbeherrschung und stieß in Fieberhaft hervor:

„Du . . . das war wohl Dein Vater?“

Nun zuckte wirklich ein leises Lächeln in ihren Zügen auf, ihre Augen thaten sich noch mehr auf und erstrahlten, so daß Gradil vermeinte, sie müßten sich im nächsten Augenblick, nachdem sie so viel Lichtglanz ausgesendet, verdunkeln. Doch sie erglänzten mit unvermindertem Feuer weiter, auch als über ihre Lippen als Antwort auf die Frage Wenzel's ein geflüstertes Ja gedrungen war.

Als Gradil merkte, daß er nicht übel ankam, daß er sie sich nicht abspenstig gemacht hatte, gewann er mehr Fassung und fragte weiter:

„Woher bist Du denn?“

„Von Labor.“

„Und kommst Du zu Fuß daher?“

Sie warf einen flüchtigen Blick auf ihre Füße und nickte lächelnd. Hierauf zupfte sie in deutlicher Befangenheit an ihrem rothen Kopfstuch. Wenzel sah, daß ihr Haar schwarz und glänzend war.

„Wirst Du bei uns arbeiten?“ fragte er nach einer Weile.

„Wir denken wohl,“ antwortete sie leise.

„Wie heißt Du?“

„Lena.“

„Und mit dem anderen Namen?“

„Kruschina. Was brauchst Du das alles zu wissen?“

Bei der Frage wurde Gradil von einer sonderbaren Wärme ergriffen; er fühlte die Röthe in seinen Wangen aufsteigen.

„Wie . . . Du sagst Du zu mir?“

„Ist Dir das nicht recht?“ fragte Lena, und ihre Augen erstrahlten so heftig, daß es Wenzel den Athem verschlug.

„Meinetwegen,“ antwortete er gedämpft, „sag' immer Du zu mir, aber nur nicht vor anderen,“ fügte er mit fieberhafter Hast hinzu und drückte ihre Hand. Sie preßte seine Finger derart zusammen, daß er fast aufschrie.

„Und sagst es niemand, daß ich mit Dir gesprochen hab',“ unterwies er sie mit bebender Stimme.

„Rein. Aber sag', wie Du heißt?“

„Wenzel,“ hauchte Gradil, von den wunderlichen Augen gebannt.

Inzwischen erhielt Johann Kruschina im Komptoir vom Direktor die folgende, theils vorgedruckte, theils ausgefüllte Erklärung vorgelegt:

„An die Zuckersfabriks-Verwaltung in Rzepowiz.“

„Ich, Johann Kruschina, und meine Tochter Apolena Kruschina sind am heutigen Tage von der Verwaltung der Zuckersfabrik als Arbeiter in Dienst aufgenommen worden, und wurde uns zum Bewohnen der Raum der Chwatal'schen Eheleute angewiesen. Wir verpflichten uns, alle uns übertragenen Arbeiten genau auszuführen und bei Bedarf auf Wunsch unserer Vorgesetzten täglich bis sechs Ueberstunden über die festgesetzte zwölfstündige Arbeitszeit zu halten. Ferner verpflichten wir uns, bei Verlust eines Wochenlohnes und unverzüglicher Rückerstattung des uns gewährten Vorschusses im Betrage von vier Gulden öst. Währung, vor Beendigung der Kampagne die Arbeit nicht zu verlassen und alle uns in die Wohnung leihweise überlassenen Gegenstände, als Tisch, Stühle, Strohsäcke, Kochgeschirr und anderes, in unbeschädigtem Zustande abzuführen, andernfalls für jeden Schaden von unserm Lohn aufzukommen.“

„Rzepowiz, 15. August 1881.“

„Unterschreiben Sie das,“ sagte der Direktor und deutete auf die leere Stelle unter dem Datum.

Mit holpriger Schrift zeichnete Kruschina seinen Namen.

„Und jetzt rufen Sie mal das Mäd'el, sie muß auch unterschreiben.“

Kruschina trat vors Haus. Lena stand unbeweglich und blickte unverwandt Wenzel nach, der nach der Fabrik zurückkehrte. Zweimal mußte der Vater sie anrufen, ehe sie aufmerksam wurde und ihm folgte.

Gleich darauf piff der Direktor dem Portier, und dieser setzte mit gewichtiger Miene seine große Unterschrift als Zeuge links von den Unterschriften des Kruschina und seiner Tochter hin.

(Fortsetzung folgt.)

Sonntagsplauderei.

Wiederum einmal wurde fürchterliche Musterung gehalten. In den Neujahrsbetrachtungen der Blätter ging es schrecklich ernsthaft zu. Man hielt Bußpredigten, man wimmerte und wehlagte, wann denn eigentlich die heißersehnte „Besserung der Zustände“ eintreten werde. Am ernsthaftesten geberdeten sich die Weisen des Liberalismus. Das Jammern dieser Philosophen machte erschüttern. Die Jahresbilanz für das „freie Bürgerthum“ fiel auch zu kläglich aus. Nichts als Prügel, Prügel, Prügel ringsum. Da kamen die Duellwüthliche, da kam die Bräuwiherei; da kamen die Enthüllungen über die politische Polizei und was derlei schöne Dinge mehr sind; und nun noch die argen Geschichten mit der Produktenbörse, die jeden ehrlichen Handelsmann verärgern müssen. Wenn den Ausbreitern nicht einmal mehr das mercantile Geschäft heilig ist, wenn man schon zu bezweifeln wagt, daß jeder Kornhändler ein Wohlthäter der Menschheit ist, was soll dann noch aus der Welt werden? Und nicht nur Schläge bekommt das gute Bürgerthum von den Leuten der übermächtigen, Meinen Raste; die fügen zur Gewalt noch den Hohn hinzu. Ist es da nicht berechtigt, wenn man aufstöhnt: Soll ich mir das gefallen lassen?

Es ist zu ruhig, dies weinerliche: Soll ich mir das gefallen lassen, wie es durch die empfindsamen Neujahrsbetrachtungen hindurchzieht. So lamentiren Kinder, wenn sie Hiebe bekommen haben und ohnmächtig sind, sich an ihrem Peiniger zu rächen. Die Leute jener Meinen übermüthigen Raste, über die das liberale Bürgerthum heute solch Lamento erhebt, sind höchst reell denkende Menschen. Die wissen zu wohl, wie sie ein scheltliches Gewinsel einzuschälen haben. Ihrer Macht muß Macht gegenübergestellt werden können. Sonst sagen sie: „Dor lach' ic' äwer!“ Und sie lachen über die tiefstimmigsten Deklamationen vom geistigen Niedergang in Deutschland und über die herzbeweglichsten Lamentationen gekränkten Bürgergefühls.

Dies Bürgergefühl! Heute ist es klein und demüthig und verzagt und spielt sich als die verfolgte Unschuld auf. Wenn aber wo ein Handelsgeschäftchen riskirt werden soll, dann wird der magere Klepper „Bürgergefühl“ sauber aufgespußt und ausgestattet und man paradiert lustig mit ihm. So war es, als das Heilsunternehmen von Treptow entstand, das man heute bei den Rück Erinnerungen an die Ortsgeschichte Berlins nur schüchtern zu erwähnen wagt. Damals aber wußte man den Mund voll zu nehmen. Die ganze Pfaffenherrlichkeit vom selbstbewußten Bürgerstolz wurde aufgeboten. Nicht Staat, nicht Bureaokratie, der kraftvolle Gemeinfinn des Bürgerthums hatte die Pappdeckel-Wunder von Treptow geschaffen. Jetzt ist es sein still davon geworden. Jetzt reitet man einen anderen Paradedeul. Jetzt stellt sich der trohig protektirende Bürgermuth des Kaufmanns dar, der unter dröhnenden Bravorufen eines besuerten Gefolges einen feierlichen Auszug aus den Börsenhallen veranstaltet. Und die übrige Welt ist über diese Heldengröße durchaus nicht außer Rand und Band gerathen. Kein allgemeiner Entrüstungsturm setzt die „kleine, übermüthige Raste“ weg und die Helden des feierlichen Protestes werden in der nächsten Minute abermals jammern: „Sollen wir uns das gefallen lassen?“

W! das mußte die „freie Bürgerschaft“ nach einem Vierteljahrhundert stolzen Reichsprangens erleben. Wie hatte sie sich damals in Hoffnungen gebläht und eins ihrer Ideale um das andere preisgegeben, ein Opfer für die blutig errungene Reichswürde. Nun ihr saß nichts mehr zu opfern übrig bleibt, überströmen ihre Augen von Thränen und sie ist im Innersten verzagt.

Lange Zeit war es in Deutschland Mode, über das Gloiregeschrei des gallischen Hahnes zu spotten und zu witzeln. Heute ist der ruhmrührende Hahn aus den Witzblättern so gut wie verschwunden; statt seiner ist der revanchebedürftige Franzose eingelehrt. Der Gloiretaumel war viel mehr auf deutscher Seite genährt worden und trotz der allgemeinen Besonnenheit, die das Bürgerthum erfaßt hat, finden sich immer noch Nachzügler, die den versinkenden Gloiretaumel neu beleben möchten. In den gloirewüthigen Tagen durfte selbst ein Dubois-Reymond vor die enthusiastischen akademischen Bürger hintreten und gleichsam als Entschuldigung stammeln: Verzeihen Sie meinen französischen Namen! Zu solcher Verblendung konnte ein Mann kommen, der in den Naturwissenschaften von Bedeutung war. Als ob es eine spezifisch preussische oder gar Berlinische Wissenschaft gäbe, und als ob der Forscher nicht die gemeinsame menschliche Erkenntniß bereicherte, sondern vielmehr den vaterländischen Ruhm zu erhöhen hätte.

Nicht wenige Menschen sind im vaterländischen Gloiretaumel zu Ansehen gekommen, die in sich selbst nicht die Kraft, den Fonds von Wissen und das Können besaßen, wie sie der verstorbene Dubois-Reymond trotz seiner Irthümer besaß. Manchen einen trug die Gloire hoch, der selber keiner Trunkenheit fähig und nüchtern war bis in den Kern seiner Seele. Die Klasse kann es nun nicht verwinden, daß die Wellen, durch die sie hochgehoben wurde, sich zu verlaufen beginnen. Einer ihrer Hauptlinge und typischen Vertreter ist Anton v. Werner, der allbekannte Maler der Berliner Gloire nach 1870. Nicht einmal das trunke polternde Pathos eines Wildenbruchs lebt in seiner künstlerischen Art. Selbst kühl bis ans Herz hinan war dieser Maler berufen, Haupt- und Staatsaktionen einer bewegten Zeit der Nachwelt zum Gedächtniß darzustellen. Weil er selber schwunghafter Wärme bar ist, wurde er der vornehmste Vertreter einer Epoche, die in Ruhmrederei sich brüstete und als

limitierendes Vermächtniß das fleische, kalte Repräsentationsgemälde hinterläßt. Eine aufgetaetzte Kunst, so zu sagen. Anton von Werner, mit dessen Namen diese Kunst verwoben ist, hat inzwischen Vertrauensstellungen und Würden, Titel und Orden aller Art erlangt und der altvenetianische Purpurmantel, der vor einigen Jahren den Mitgliedern des akademischen Senats verliehen wurde, steht ihm nicht übel. Aber was nützt das alles, wenn man sich in seinem geistigen Schaffen selbst überlebt hat? Wenn die Jugend nicht mehr auf die Worte des Meisters hören mag? Wenn das Samenorn, das man ausgestreut hatte, sich als unfruchtbar erwiesen hat? Da soll dann einer nicht ergrimmen! Und wenn Herr v. Werner auch als Künstler nicht viel Temperament hat, als betheiligte Person ist er temperamentvoll.

So gab er denn in diesen Tagen wiederum seiner leidenschaftlichen Erbitterung über eine antinationalistische künstlerische Jugend Ausdruck. Er seufzt: Wo sind die alten Götter geblieben? Er läßt die respektlose Modernität an, genau wie ein nationalliberaler Politiker alter Schule über das Schwinden der „nationalen Idee“ jammert.

Dazu mußte dem Maler der neupreußischen Gloire noch das betrübendste widerfahren: An die geweihten Pforten der Nationalgalerie pochen die Revolutionäre und selbst ihre fremdländischen Vertreter, ihre Constans, Manet, Segantini haben Zutritt in den heimischen Kunstpalast erhalten. Zwar handelt es sich vorerst um Geschenke reicher Privatleute, von denen kürzlich an dieser Stelle die Rede war. Allein, ginge es nach dem Rückwärtsstürmer Anton v. Werner, hätten diese Geschenke zurückgewiesen werden müssen. Schon wegen des Schutzes der nationalen Kunst.

Herr v. Werner ahnt, daß seine und seiner Genossen Größe auf thönernen Füßen ruht. Der Nationalist wie der Künstler ist gleicherweise wider „Schotten und Franzosen“ in ihm aufgeregt. Da kommt die Verwaltung der Nationalgalerie, die doch nicht meilenweit hinter ähnlichen Anstalten zurückbleiben kann, und thut ihm den tiefsten Lebensschmerz an: sie nimmt einige Werke von Ausländern auf, die vorbildlich waren auch für die neue Kunstbewegung in Deutschland. Die Geschenke, die der Nationalgalerie überwiesen wurden, bedeuten nichts weniger, als eine ideale Auslese meist charakteristischer Werke der Modernen. Aber schon das macht unseren Nationalisten bange und empört sie. Und Herr v. Werner, ihr Hauptmann und Wortführer ruft aus: „Sollen wir uns das gefallen lassen?“ — Er wird es sich eben gefallen lassen müssen. Da wird das Behgeschrei nicht viel ausmachen.

Alpha.

Kleines Feuilleton.

— Neujahrskarten. Noch immer schwillt die Fluth. Eine zeitlang hatte es ja den Anschein, als sollte die Bewegung, die sich gegen die Neujahrskarte richtete, Erfolg haben, aber das ist vorbei. Noch ärger ist es geworden. Die blödsinnigen „Jutzarten“ haben sich zwar etwas vermindert, dafür ist die Zahl jener Karten, welche man ausfeindet, weil es das Geschäft so mit sich bringt, ganz enorm gestiegen. Am Mittag des 1. Januar traf ich einen Bekannten. Der Mann — er ist Kutscher in einem Eisengeschäfte — griff in die Tasche und brachte eine ganze Hand voll Neujahrskarten hervor. „Es werden noch mehr kommen“, meinte er achselzuckend. „Die Leute müssen das Geld rein zum Wegwerfen haben.“ Ein kleiner Budiker knurrte: Zwei Mark kostet mich diese Geschichte bald an Porto. Aber ich muß es thun, die Stammgäste könnten sich sonst beleidigt fühlen.“ So treibt ein Keil den andern. Schon Kinder schicken heutzutage einander Neujahrskarten. Es ist eine sehr unschuldige Sache. Gewiß. Aber sie hat auch eine andere Seite. Bei den letzten Reichstagswahlen sind in Berlin über 150 000 sozialdemokratische Stimmen abgegeben worden. Rechnet man für den Kopf im Durchschnitt nur zehn Pfennige, die für Neujahrskarten ausgegeben wurden, so kommt ein Sümmechen von 15000 M. heraus. Glaubt man, daß die Hamburger Hafenarbeiter dieses Geld nicht genommen hätten? — Nun ja, da rede ich und krittle ich, und doch habe ich selbst Neujahrskarten empfangen und abgesandt. Der eine Gruß kam aus München. Ein Ueberängstlicher bat mich inständigst, bei meinen Schreibereien nur ja den Herrgott und die Religion aus dem Spiele zu lassen. Die zweite Karte stammte von einem Hofenhändler. Der gute Mann hatte meine „Hinterprangoschläuche“ — um mit Frau von Suttner zu reden — verpufft, daß ich da stand, stelzenbeinig wie Adebar, der Kinderbringer. Mit der Karte wollte er sich wahrscheinlich wieder einschmeicheln. Ich selbst sandte einen Neujahrsbrief an einen Onkel. Wenigstens weiß er jetzt, daß ich noch lebe. Gut durchgeschwefelt wird er das Blatt schon haben, ehe er laß, was drauf stand: Es kam ja aus dem Lutherischen. Wie seit fünf Jahren packte ich auch heuer eine Neujahrskarte in einen Briefumschlag und schrieb folgende Adresse: An die Birke an der Waldspiz, 25 Schritte vom Häußl des Hans-Girgel-Toni. Postamt X. Wer die „Birke“ ist? Eine wirkliche Birke, mit Hängezweigen und leuchtender Rinde; Detlev v. Biliencron hat sie besungen.

— Pariser Blumenluzus. Der Blumenluzus in Paris ist ganz ungeheuer. Ueberall erscheinen die Blumen auf den gedeckten Tischen in den Salons, und große Farnkräuter beschatten in

den Gemächern der oberen Zehntausend wahre Blumenbeete und beschwören so die Illusion des Frühlings herauf. Man ist bei den Blumenhändlern abonniert, um diese Gewächse zu erneuern, und die Abonnementspreise gehen von 50 Franks monatlich bis in die Tausende hinauf. Von einer Dame der „großen Welt“ ist es stadtbekannt, daß sie jeden Winter 25 000 Franks für ihre Blumen ausbeißt, und ein Finanzier bezahlt seinem Blumenhändler einen monatlichen Abonnementspreis von 4000 Franks. —

Literarisches.

— Von Henrik Ibsen. Der englische Schriftsteller A. S. S. Herard, der sich vor einiger Zeit einen Monat in Christiania aufgehalten, hat hier auch Henrik Ibsen besucht und ihn ganz regelrecht interviewt. Ibsen erklärte vor allem, daß er für nichts und gegen nichts ist. „Ich erfinne keine Heilmittel. Meine Stücke enthalten keine Doktrinen. Ich beschreibe das Leben, wie ich es sehe,“ meinte er und fügte ärgerlich hinzu: „Ich bin kein Lehrer, ich bin lediglich ein Porträtmaler. Das Gespräch kam später auf die „Gespensker“. Hier brachte S. Herard den Dichter wieder durch die Frage in Aufregung, wie es mit seiner Vererbungs-Theorie stehe. „Wie oft soll ich Ihnen noch wiederholen“ — der Interviewer befürchtete hier fast, an die frische Luft gesetzt zu werden — daß ich keine Theorien habe. Ich schildere einfach die Wichtigkeit der Vererbung und ihre Folgen“. Ueber die Lebensweise und den Charakter Ibsen's berichtet S. Herard folgendes: „Ibsen ist in der Theorie ein Pessimist, in der Praxis Misanthrop. Er meidet jede Gesellschaft, jeden Verkehr mit Menschen. Seinen Sohn Sigurd sieht er fast nie. Björnsson, den S. Herard über diese merkwürdige Seelenverfassung befragte, erwiderte bezeichnenderweise: „Sie wundern sich über diese Menschenfeindlichkeit eines Norwegers. Ibsen ist ja gar keiner, denn seine Familie stammt aus Schottland und der mürriische Kalviner dringt ihm aus allen Poren.“ Ibsen liest sehr viel, vorwiegend deutsche Philosophen. Seine einzige Zerstreuung besteht darin, daß er täglich im Grand Hotel einige Stunden lang die Zeitungen durchblättert. Zu seiner Linken steht hierbei jedesmal ein Glas Kognak, zu seiner Rechten ein Glas Bier und er trinkt abwechselnd aus dem einen und dem anderen. Theater, Gesellschaften und Unterhaltungen besucht er nie.

Theater.

Jedem das Seine, heißt ein neuer Schwank von L. Ranzler und Hans Fischer, der im Lessing-Theater am Sylvesterabend vor höchst gnädigen Richtern zum ersten Male gespielt wurde. Es ist eine Posse, deren Lustigkeit sich nicht frei, sondern aus den verzwicktesten Voraussetzungen ergibt. Man muß sehr milde gestimmt sein, diese Voraussetzungen gelten zu lassen und den Spahmachern, die im Schweiße ihres Angesichts sich quälten, um als heitere Klownen zu erscheinen, nicht gram zu werden. Zwei unglückliche Doppelhehen stehen im Mittelpunkt der Komödie. Ein maßlos eingebildeter Schriftsteller und ein reicher Hausbesitzer haben in zweiter Ehe „übers Kreuz“ geheiratet, jeder nahm die geschiedene Gattin des anderen zur Frau. Alle vier in diesem Doppelpaar, Männer wie Weiber, möchten aber gerne aus der neuen Ehe heraus, ins alte Verhältnis zurück. Der Hausbesitzer zur trefflichen Köchin, wie sie „seine Erste“ war, und der Dichter ebenfalls zu seiner Ersten, die seinen schlechtesten Roman mit Entzücken las. Bei Schwankdichtern und im Himmel ist alles möglich; und so kommen die Paare wieder in Ordnung. Jedem wird das Seine. — Die Herren Guthery (Hausbesitzer) und Waldow (Schriftsteller), wie Herr Schönfeld und Fräulein Jäger (das bekannte spielerische Liebespaar) standen im schlagfertiger Komik hilfsbereit bei, keine gefährliche Nachdenklichkeit aufkommen zu lassen.

Kunst.

— Einen Wettbewerb um Entwürfe zu einem Plakat hat der Verein für deutsches Kunstgewerbe (Berlin W, Wilhelmstr. 44) für seine Mitglieder, deren Mitarbeiter und alle in Berlin und seinen Vororten wohnenden Künstler, Kunsthandwerker und sonstigen Fachleute ausgeschrieben. Ausgesetzt ist ein 1. Preis von 500 M., ein 2. Preis von 400 M. und ein 3. Preis von 300 M. Einsendungstermin ist der 15. Februar 1897. Veranstalter des Preisanschreibens sind die Inhaber einer Parfümeriefabrik.

Volksskunde.

d. g. Das „Ordnen der Glieder“ beim Neugeborenen gehört wohl zu den originellsten Neufierungen der Volksmedizin und war von jeher über die ganze Erde verbreitet. Nach allgemeiner uralter Anschauung kommt der Mensch zerdrückt, zertrümmert, überhaupt in vollkommenster Unordnung zur Welt, und erst die Wärterin oder die Mutter hat ihm die Glieder in die rechte Lage zu rücken. Die Maori auf Neuseeland biegen den Kleinen nach dem ersten Bade sämtliche Gelenke. Die Australneger drücken ihm die Nase und strecken Arme und Füße, während sie Gebete sprechen. Bei den Tungusen wird besonders die Magengegend gedrückt, während man in Ägypten das Baby am siebenten Tage in ein Sieb legt und ordentlich schüttelt. Die persische Wärterin führt beim ersten Bade die Finger in den Mund des Kindes und drückt den Gaumen, damit er die rechte Wölbung erhält. In Rußland werden zuerst alle Glieder

zurecht geknetet, dann faßt man das Kind an den Füßen, läßt es mit dem Kopf nach unten hängen und schweift es so drei bis viermal durch die Luft. Schon die altindischen Ärzte lehrten das mit Körperlichen Gebrechen zur Welt kommende Kind wieder in Ordnung zu bringen. Auch in Deutschland war die sonderbare Sitte schon früh in Gebrauch; im 16. Jahrhundert suchten die Pflegerinnen dem Kinde durch Drücken, Strecken und Ordnen der Glieder eine schöne Gestalt zu geben, und Nöflin lehrt in seinem „Gebammenbuch“:

„Du sollst auch ihm zur selben Stundt
Sein Glieder streichen auf und ab,
Bann es dieselben strecken mag.
Du magst sie ihm auch lenken sein,
Die weil sie ihm noch lunde sein
Nach Dein gefallen wie Du wilt
Damit sie werden wohl gebildet.
Deßgleichen magst Du auch dem Kinde
Sein Ohren, weil sie noch lunde sind,
Die Nas, dazu das Hauptlein sein
Sänftiglichen formiren sein,
Mit Deinen Händen auf das Best
Das Bäuchlein streich ihm auch zulezt.“

Technisches.

— Ueber seine Erfolge mit Diamantbohrungen in Schweden und Finland berichtete jüngst Prof. Nordenstiöld im Geologischen Verein zu Stockholm. Diese Bohrungen haben den Zweck, im Felsboden Trinkwasser zu schaffen, und den ursprünglichen Anlaß dazu gab die Schwierigkeit, die auf den entlegenen Felseninseln an der Küste Schwedens liegenden Leuchtthürme mit Trinkwasser zu versehen. Bisher sind im ganzen 31 derartige Bohrungen im Urfelsen ausgeführt, und in allen Fällen hat man in einer Tiefe von ungefähr 30—35 Meter Wasseradern im Felsen gefunden. Der Wasserzufluß ist in der Regel reichlich gewesen; er betrug in der Stunde 600—1000 Liter, in manchen Fällen sogar 3—4000 Liter. In einigen Fällen scheint sich der Wasserzufluß nach einigem Gebrauch noch vermehrt zu haben. Die meisten Bohrungen fanden auf kleinen Inseln und vorspringenden Stellen an der Meeresküste statt und das eigenthümlichste ist, daß das Wasser überall salzfrei ist, (mit 0,2—0,7 auf das Tausend, während gewöhnliches Seewasser einen Salzgehalt von 20—30 auf das Tausend enthält). Nur zu Anfang, unmittelbar nach beendeter Bohrung, war das Wasser durch Bohrschlamm, Del u. s. w. verunreinigt, nach Verlauf einiger Zeit war es jedoch rein. Die Bohrungen haben in verschiedenen Gesteinsarten des Urgebirges stattgefunden, in Granit, Gneis, Diorit, Hornblendeschiefer u. s. w., überall mit demselben Ergebnis. Daß es sich hierbei nicht um eine lokal begrenzte Erscheinung handelt, geht daraus hervor, daß die Bohrungen in den verschiedensten Theilen Schwedens und einzelne in Finland stattgefunden haben. Nordenstiöld meint, diese noch unaufgeklärte Erscheinung müsse damit in Verbindung gesetzt werden, daß sich die Ausdehnung der Gesteinsarten durch Sommerwärme und ihre Zusammenhangung durch Winterkälte gerade in der fraglichen Tiefe, 30—35 Meter, vollzieht, und daß hier eine besondere Spaltung, Horizontalverschiebung, stattfinden müsse. Diese Vermuthung, sowie die Annahme, daß die Spalten Wasser führten, aber nicht mit dem Meer in Verbindung ständen, scheinen die vorgenommenen Bohrversuche zu bestätigen. Prof. Nordenstiöld ist der Ansicht, daß sich die angeführten geologischen Verhältnisse auch außerhalb Scandinaviens nachweisen lassen. Man müsse auch anderwärts durch Bohrungen gerade so wie in Schweden Brunnen erhalten können, die das ganze Jahr hindurch Wasser lieferten, so z. B. an vielen Theilen der Nordküste Afrika's, im südlichen Afrika, in Abyssinien, an der Nordküste des Mitteländischen Meeres, auf dem Hochplateau Spaniens, in den den größten Theil des Jahres hindurch ausgetrockneten Flußbetten Griechenlands und Kleinasiens.

Humoristisches.

— „Original!“ — Unter den Predigern giebt es die verschiedensten Typen. Der Leutpriester donnert, wettert und schimpft, daß es nur so prasselt. Ein Prediger, der viele Frauen unter seinen Zuhörern hat, wirkt gern auf die Thränenröthen, weint bei ergreifenden Stellen wohl auch selbst mit. Wieder ein anderer sucht die Hörer durch streng logische Beweisführung zu gewinnen. Ein englischer Prediger hatte die Gewohnheit, eine Unmenge von Dichtersstellen in seine Rede zu flechten, that aber, als stammten die „Perlen“ von ihm. Einmal stand er wieder auf der Kanzel. Als er nun von den „diamantenen Flügeln des Herrn“ sprach, die sich über Land und Meer breiten, da rief einer der Zuhörer mit ruhiger Stimme: „Milton! Eine Stelle weiter sprach der Prediger vom Tod und dem unbekanntem Land, aus welchem niemand wiederkehrt. „Shakespeare!“ sagte der Zuhörer. Und so gings weiter. Bei jeder schönen Stelle nannte der Zuhörer den Namen des Dichters, von dem sie stammte. Als er nun gar ein uraltes, wenig bekanntes Heldengedicht anzog, schob der Prediger während sein Manuscript zurück, schlug mit der Faust auf die Kanzelkassette und schrie im höchsten Zorn: „Sie Gotteslästerer, Sie Höllehund, Sie werden im Pfuhle der ewigen Verdammniß braten!“ Da that der Zuhörer noch einmal den Mund auf, sagte aber nur ein Wort, ruhig und langsam: „Original!“ —